Das Muttermal.

Volksroman von Xaver Ritzl.

(12. Fortsetzung.)

„Es ist Niemand so blind, als Jene, welche nicht sehen wollen!" antwortete Hilda bissig. „Es ist klar, daß ich keinen Platz habe in Ihrer Achtung; aber auch miene Zeit wird kommen."

„Wie oft muß ich Ihnen denn noch sagen, daß Sie nicht einfältig sein sollen, Hilda? Lassen Sie mich keine solchen Thorheiten mehr hören! Machen Sie sich fertig zu Ihrem Maskenball und legen Sie diese düstere Miene ab. Ich will die jungen Leute glücklich sehen."

Hilda schleuderte dem alten Soldaten einen Blick wilden Hasses zu.

„Arthur hat meine besten Wünsche für sein Glück," sagte sie hartnäckig; „aber daran glaube ich nicht, daß es von Bestand ist. Sie werden sich überzeugen, dieses Geschöpf ist nicht, was es scheint!"

„Pah!" antwortete der General.

In der Vertiefung des ziemlich weit von Hilda und dem General entfernten Fensters stand Paulette, ihr Gesicht schimmerte zwischen den Blumen wie ein Stern. Arthur sprach zu ihr: „Ich fühle mich doppelt glücklich, zu wissen, daß mein Name der Erste ist, den Sie in Ihr Herz eingeschrieben. Die erste Liebe einer Frau ist ihre beste Liebe." Sie erröthete schwach und zog ihre Hand halb aus der seinigen.

„Würden Sie mich weniger lieben," fragte sie, „wenn Sie wüßten, daß ich schon vor Ihnen Jemand zugethan gewesen sei?"

„Vielleicht nicht; aber ich liebe Sie, wie Sie sind — mein kleines Mädchen, eine frische Blume aus dem Garten Eden. Ich könnte es nicht leicht ertragen, eine Erinnerung dieser Art zwischen uns zu haben." Als er dies sagend dastand und sie mit seinen dunklen Augen betrachtete, beschlich Paulette ein Gefühl von undefinirbarer Furcht und es trat ihr wie ein kalter Nebel vor das Antlitz.

„Und Sie," sagte sie mit einem erzwungenen Lachen, „haben Sie nichts zu beichten? — Gibt es keine Geheimnisse in Ihrer Vergangenheit?" Er stand da, wie ein Bild von Bronce, und das Mondlicht fiel auf seine schöne Gestalt.

„Keine, Paulette!" antwortete er. „Sie sind die erste und einzige Frau, die ich jemals liebte!"

„Möglich, nach all' Ihren weiten Wanderungen in der Fremde? O Arthur, fühlten Sie niemals Liebe für irgend ein weibliches Wesen außer mir?"

„Niemals!"

Sie sah seltsam traurig aus. „So wie ich bin," stammelte sie endlich, „gehöre ich Ihnen. Ich weiß nicht, was ich mehr sagen könnte."

Eine Woche später schrieb Hilda einen Brief an Georg Trent, in welchem folgende Stelle vorkam: „Es ist gerade, wie Sie vorhergesagt. Arthur ist mit des Generals Mündel verlobt, und der General ist erfreut darüber! Sie werden glücklich zu sein, zu erfahren, daß Paulette lieblicher als je ist und daß sie leidenschaftlich liebt — es hat wirklich nie ein schöneres Paar Liebender gegeben. Was mich selbst betrifft, werde ich an dem Abende meines Geburtstages einen Maskenball haben und alle Vornehmen der Nachbarschaft sind dazu eingeladen. Was thun Sie im Norden? Ich meine, Ihr Besuch daselbst müsse für irgend Jemand nichts Gutes bedeuten."

20. Capitel.

Es war ein erstickend heißer Sommerabend, welcher dem Maskenball zu Weißenthurn voranging — ein ominöser Abend voll Hitze, Schweigen und geheimnißvollem Dunkel. Ein namenloses Unheil schien in der Luft ausgebrütet zu werden. Auch Paulette fühlte das, inmitten all' ihres Glückes, als sie aus einem Fenster auf den Park herausah, wo zwischen den Bäumen und Gesträuchen farbige Lampen hingen.

„Es steht etwas bevor," sagte sie zu sich selbst. „Ich fühle es in meinem ganzen Wesen — entweder ein Erdbeben, oder Hilda braut irgend ein Unheil zusammen, was mein Vormund noch mehr fürchtet. Die böse, böse Hilda!"

Paulette hatte für den Ball das Costüm des Aschenbrödel gewählt — eine gestickte Schleppe, ein Mieder mit Silberspitzen und die berühmten kleinen Pantoffeln von tadelloser Form. Durch ihr glänzendes Haar zogen sich wilde Rosen. Eine weiße Atlasmaske bedeckte ihr liebliches, pikantes Antlitz. Durch eine Fluth blendenden Lichtes ging es die große Stiege hinab. Die Halle war mit Pflanzen und Blumen aller Art eingefaßt und Elfen und Dryaden zuckten hie und da aus dem Grün schelmisch hervor.

Die Salons waren mit Gästen angefüllt, die sich beäugelten, sich neckten und lachten. Alle trugen schöne, phantastische Kleidung. Da erschien Hilda als Aebtissin in einem schwarzen Sammetkleide, mit einem Rosenkranze von Carniol an ihrem Gürtel. Paulettens kluge Augen erkannten rasch ihre Erzfeindin. Dort in einer Ecke stand der General als Blaubart. Sie kannte ihn an seiner Löwenstirne und an seiner imposanten Haltung. Marie Antoinette schwebte am Arme Karl des Ersten dahin; Lucia von Lammermoor kokettirte durch ihren Fächer mit einem Carmeliter, und Pizarro sagte einem Schweizer Landmädchen, wie es schien, sehr anziehende Dinge. See-Nymphen, Engel, Zigeuner und Könige, Hofdamen und Straßenräuber bewegten sich in buntem Gemenge.

Aschenbrödel glitt in die Mitte dieser fröhlichen Gesellschaft und sah sich nach ihrem Prinzen um. Er war dem unbewaffneten Auge nicht sichtbar, und als die Menge noch dichter wurde, zog sie sich in die nächste Fensternische zurück und wartete auf sein Kommen. Sie stand da, betrachtete das Fest mit großem Vergnügen und sagte zu sich selbst: „Es sieht aus, wie ein Schauspiel im Theater!" Da hörte sie hinter sich ein seltsames Geflatter, und vom Vorplatze herein kam eine große schwarze Fledermaus, welche allen, an denen sie vorüberkam, mit ihren Flügeln zufächelte.

„Wo ist Dein Prinz, Pathchen?" fragte die Fledermaus.

„Ich erkenne die Verwandtschaft nicht an," erwiderte Paulette munter.

„Sehr unfreundlich von Dir," sagte die Fledermaus; „ich bin doch Deine Pathin. Ich lege meinen Zauber auf Dich. Wenn die Uhr zwölf schlägt, wirft Du seine Wirkung ab. Bis dahin Adieu, schönes Aschenbrödel!" Die Fledermaus flatterte in die Ecke, wo Hilda das Piano stand, und begann wie wahnsinnig einen fröhlichen Walzer auf dem Instrumente zu pauken. In demselben Momente kam ein Prinz, in einem prächtigen Sammtwamms mit Goldstickerei und Diamanten.

„Laß uns tanzen," sagte er und sie schwangen sich fröhlich im Kreise, während die Fledermaus spielte.

„Wer ist unser beschwingter Freund?" fragte Aschenbrödel den Prinzen.

„Ich habe keine Idee davon," antwortete er. „Es ist nur eine Maske da, die mich interessirt und diese bist Du!"

„Ich muß mich aber schlecht verkleidet haben, da Du und die Fledermaus mich auf den ersten Blick erkannten." Er betrachtete sie scherzhaft. „Laß einmal sehen. Du hast Dein prächtiges Haar nicht versteckt, ebenso nicht diesen wunderbaren Hals, nicht Deine Arme, noch eine gewisse Anmuth, die von all' Deinen Bewegungen ausgeht, wie der Duft von den Blumen. Daher Dein Mißgeschick!"

Jetzt kam die Fledermaus herausgeflattert und nahm selber an dem Tanze Theil.

„Wenn die Uhr zwölf schlägt!" flüsterte sie Paulette zu.

„Dann werden wir uns demaskiren zum Souper," warf Aschenbrödel leicht hin.

Sie drehte sich mit dem Prinzen im Kreise, bis ihr der Kopf schwindelte, und dann kam Blaubart mit der Löwenstirne und führte sie zu einer Quadrille.

„Wenn alle diese schönen Leute das nächste Mal hier versammelt sind," sagte er, „dann gibt es eine Hochzeit."

Die Nacht schien immer schwüler und drückender zu werden. Aschenbrödel schlüpfte endlich in den Schatten einer Gardine, um ihre Kehle mit süßem Fruchteis zu kühlen, das ihr der Prinz brachte.

„Komm' in den Park hinaus — es ist erstickend hier," sagte er; und sie schritten fort mit einander in die heiße, dunkle, aber duftende Nacht. Die farbigen Lampen leuchteten wie Feuerbälle zwischen den Bäumen. Johanniskäferchen flimmerten in den Gebüschen. Die Töne eines Walzers von Strauß folgten ihnen, schmelzend und süß, aus den Sälen nach. An dem Ende eines Wiesenplatzes stand ein runder, offener Pavillon, auf dessen Spitze eine rothe Feuerkrone schimmerte. In diesen setzten sie sich. Und sie sprachen von der alten Geschichte, die ewig neu bleibt und süß, so lange der Himmel blaut über den Kindern der Menschen. Die farbigen Lichter zwischen den Anlagen, und eine Lampe, die im Pavillon hing, warfen einen magischen Schimmer auf sie und auf eine Wand von Weinreben, die sich hinter dem zierlichen Bau erhob und ihn zum Theil umfaßte. Ihre schönen Costüme glitzerten, und sie hatten Beide ihre Larven abgenommen und betrachteten sich mit lächelnden Blicken.

„Gewiß," sagte Aschenbrödel, „das Alles sollte Hilda wenigstens für eine Woche in guten Humor versetzen. Finden Sie es aber nicht etwas erschöpfend? Wenn ich einmal sechs und dreißig Jahre zähle, denke ich, werde ich aufgehört haben, nach Maskenbällen zu seufzen."

Sie gebrauchte das vertrauliche Du nicht mehr, sobald sie sich demaskirt hatte.

„Jeder nach seinem Geschmacke," antwortete der Prinz. „Die arme Hilda! Lassen wir sie tanzen und vergessen, was vorüber ist, wenn sie es kann. Der Himmel weiß, sie hat zu ihrer Zeit Kummer genug gehabt!"

„O, ich habe die Geschichte gehört!" sagte Paulette gedehnt, indem sie eine wilde Rose zerpflückte, die aus ihrem Haare gefallen war. „Sie kommen aus einer sehr bösen Familie — ich hoffe, die Frevel des Stammes werden sich bei Ihnen nicht fortsetzen!" Sie sah, daß sein Antlitz sich ein wenig umwölkte.

„Es liegt etwas Böses in unserm Blute, aber ich denke, ich brauche es nicht zu fürchten. Ich habe nun eine Macht gefunden, die den Dämon verbannen kann." Er zog ihr goldgelocktes Haupt mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seine Brust. Einige Momente herrschte süßes Schweigen in dem Pavillon. Dann sprang Paulette plötzlich empor.

„Horch! Was ist das?" sagte sie.

„Was denn?" fragte er.

„Ich hörte Schritte."

„Ohne Zweifel! Es ist ein Wunder, daß irgend Jemand im Hause bleibt in einer solchen Nacht."

„Aber es war hier — hinter uns — neben diesen Weinreben!"

„Der Wind, Aschenbrödel, oder ein aufgescheuchter Pirol."

Sie warf einen erschrockenen Blick über ihre Schulter. Als sie dies that, plötzlich theilte sich das Gezweige geräuschlos und ein Gesicht blickte hindurch auf sie. Das Gesicht eines Mannes, aber keines von den fröhlichen Masken dieses Abends. Wie gelähmt starrte sie es an. Der Mann trug einen Hut, der einen tiefen Schatten auf sein Gesicht warf. Aus diesem beschatteten Antlitze leuchteten zwei Augen wie glühende Kohlen. Es dauerte nur einen Moment, dann fügten sich die Zweige wieder geräuschlos zusammen und die Vision war verschwunden.

„Sieh' Arthur!" stieß sie, mühsam nach Athem ringend, hervor.

Er that es, aber es war zu spät. Paulettes Gesicht bedeckte Leichenblässe.

„Was haben Sie gesehen?" fragte er erstaunt.

„Es war nur eine Vision," stammelte sie und schauerte in der Luft. „Lassen Sie uns hineingehen; es muß nahe an Mitternacht sein!"

Sie legte ihre Larve an und ergriff seinen Arm mit nervöser Hast.

Der erste Schlag der zwölften Stunde ertönte eben, als sie in die weite Halle eintraten. Die Gäste standen bereit, bei dem letzten Glockenschlage sich zu demaskiren und in den Speisesaal zum Souper zu gehen. Aschenbrödel, inmitten der Gesellschaft stehend, fühlte sich an der Schulter berührt und sich umwendend, sah sie die Fledermaus.

„Die Stunde ist gekommen," sagte diese in spöttischem Grabestone. „Empfangen Sie den Zauber — sie!" Und sie schwang ihre schwarzen Flügel über ihr, von denen ein Streifen Papier herabfiel und Paulletten in die Hand flatterte. Ihre Finger schlossen sich mechanisch darüber. Der letzte Schlag der Mitternachtsstunde ertönte und siehe! Aschenbrödels Pracht fiel von ihr ab wie durch einen Zauber und sie stand da in dem Costüm eines armen Landmädchens, ihrem Herrn und Gebieter huldigend, und dann verschwand sie durch die nächste Thür und ließ nur einen ihrer kleinen Pantoffel zurück, den Arthur rasch aufhob und ihn noch warm fand von dem Drucke ihres Fußes.

Auf ihrem Wege sah sie sich nach der Fledermaus um, aber diese war nirgends mehr zu sehen. Als sie ihre Hand von dem Arme des Prinzen abzog, ließ sie unversehens den Papierstreifen fallen. Arthur hob ihn auf. „Was ist das?" sagte er leichthin.

Ein unwiderstehlicher Impuls trieb sie an, das Papier rasch wieder zu erfassen. Es war sorgfältig gefaltet. Sie öffnete es und da, inmitten der freudigen Gesellschaft, während Arthurs Augen auf sie gerichtet waren, während die Musik noch ertönte und die Luft erfüllt war von fröhlichen Stimmen und Lachen, sah sie eine verhängnißvolle Handschrift, die sie sehr wohl kannte, und las die folgenden Worte:

„Meine Gattin! Ich bin zurückgekommen — ich erwarte Dich in dem kleinen Pavillon im Parke. Komm' zu mir, sobald euer Fest vorüber ist. Vergib' das Vergangene — vergiß Alles, was ich bei unserem traurigen Scheiden gesagt! Ich habe Dir großes Unrecht gethan. Ich weiß jetzt, daß Du unschuldig warst. Ich bin wieder Dein St. John."

Konnte sie ihren Augen trauen? Wachte oder träumte sie? St. John! Lebend! Er war zurückgekommen — wartete auf sie! Entsetzen! Einen Moment drehte sich das Zimmer mit ihr — die ganze fröhliche Gesellschaft erschien ihren wilden, weitgeöffneten Augen wie ein Carneval von Dämonen! Gewiß sie konnte nicht recht gelesen haben! Sie überflog die fürchterlichen Worte noch einmal, eines nach dem anderen, und während dessen stand Arthur neben ihr und betrachtete sie mit geduldigen aber erstaunten Blicken.

„Paulette! Gütiger Himmel! Was gibt es? — Was hast Du da?" flüsterte er.

Sie zerknitterte das Papier in ihrer Hand. Ihr Gesicht war aschfarben und starr wie das einer Leiche. „Es ist nichts," sagte sie schwerathmend — „ein einfältiger Scherz. Ich bin krank — lassen Sie mich gehen, Arthur, ehe diese Leute auf mich sehen!"

Das Erstaunen auf seinem schönen Gesichte veränderte sich in wirkliche Bestürzung.

„Wie bleich Sie sind! Ja, gewiß sind Sie krank. Lassen Sie mich Hilda rufen oder die Dienerin".

„Nein, nein, halten Sie mich nicht auf, beachten Sie es nicht — denken Sie niemals wieder an mich, Arthur!" rief sie unzusammenhängend und riß sich mit wirklicher Gewalt von ihm los und war fort im Augenblick über die Halle und die Stiege empor.

Sie schloß die Thüre ihres Zimmers und sank in die Knie. Hatte das Grab einen seiner Todten herausgegeben, oder war es, wie sie zu Arthur gesagt hatte, wirklich nur ein, freilich fürchterlicher Scherz? Unmöglich! Bisher wußte nicht eine Person etwas von ihrer Heirath. Er mußte zurückgekommen sein! Sie war nicht frei, wie sie gedacht, sondern gebunden—gebunden sie, die Arthur liebte — für deren nahe Hochzeit der General bereits Vorbereitungen traf — sie war das Weib eines Anderen! Sie kniete regungslos, fast athemlos, ihr bleiches Antlitz auf ihre Hände gebeugt. Sie war zermalmt, vernichtet. Nur Eines blieb klar in ihrem wirren Gehirn. Sie mußte mit ihm zusammentreffen, sie muß ihn sehen — von Angesicht zu Angesicht — dieses Unglücksgespenst, das aus dem Grabe erstanden war und das in der Höhe ihres Glückes zwischen sie und den Mann trat, den sie liebte.

Die Fröhlichkeit und die Musik begannen unten auf's Neue. Niemals hatten solche Töne so fürchterlich ihre Ohren beleidigt. Jetzt klopfte eine Dienerin an die Thüre. Der General bat sie, ihn wissen zu lassen, ob sie sich besser befinde und ob sie nicht hinabkommen werde?

„Nein, nein!" antwortete Paulette verwirrt, „sage ihm, daß ich mich für diese Nacht zurückgezogen — sage ihm, daß ich krank bin — todt!"

Dann ließ sich Hildas Stimme durch das Schlüsselloch hören. „Meine Theure, wie traurig! Arthur ist sehr bekümmert. Sind Sie so sehr krank?" schnurrte sie. „Sehr unangenehm! Die Leute werden gewiß Bemerkungen machen. Haben Sie und Arthur Streit gehabt?"

„Gehen Sie fort!" rief Paulette.

Sie ging. Das unglückliche Wesen lauschte auf ihre Schritte, bis sie in der Entfernung unhörbar wurden.

„Das ist eine," sagte sie zu sich selbst, „die bei meinem Elend in die Hände klatschen wird. O, wird denn dieses Fest niemals enden — werden denn die Leute da unten niemals gehen?"

Der erste Wagen rollte fort. Athemlos lauschte sie, als bald darauf einer dem anderen folgte. Die Musik hörte auf wie die fröhlichen Stimmen — das alte Haus wurde still. Paulette erhob sich von den Knieen, unter Schauern und Seufzen. Sie nahm einen wasserdichten Regenmantel aus ihrer Garderobe und hüllte sich darein. Es war nicht schwer, das Haus unentdeckt zu verlassen, bei ihrer Kenntniß aller Räume und bei der Finsterniß der Nacht. Sobald alles still war, schloß sie ihre Thüre auf, trat hinaus auf den Corridor und stahl sich hinab in den Speisesaal. Sie schritt unterhalb der Porträts der Weißenthurns mit ihren ernsten Gesichtern vorüber — vorüber an dem schönen Don Carlos, von dem sie ihre Augen bange abwendete, dann kam sie an das französische, bis auf den Boden reichende Fenster, öffnete dieses und trat durch dasselbe hinaus.

Die Düsterheit der Nacht hatte etwas nachgelassen. Einige Sterne flimmerten durch die gebrochenen schwarzen Wolkenmassen. Die Stille, die späte Stunde, der Gedanke an ein Stelldichein mit Einem, den sie lange für todt gehalten, trafen Paulettens Herz wie ein winterlicher Schauer. Sie stand einen Moment, an allen Gliedern zitternd, nahe daran, zu Boden zu sinken; dann, all' ihre Kraft sammelnd, lief sie wie rasend über die dunkle Grasfläche nach dem Pavillon. Derjenige, welcher seit mehr als einer Stunde hier gewartet hatte, hörte die raschen Schritte und trat ihr aus dem Schatten entgegen. Die Lichter im Parke waren alle erlöscht — sie sah den Mann nicht, bis er plötzlich eine Hand ausstreckte und sie erfaßte.

„Paulette!"

Ein wilder Schrei brach von ihren Lippen.

„Still!" flüsterte er, „willst Du das Haus alarmiren? Paulette, mein Weib, kennst Du mich nicht?" Sie fühlte, wie er ihre Hände erfaßte und küßte, sie entriß ihm diese. Ach, diese Stimme! Sie drang ihr in's Herz wie ein zweischneidiges Schwert.

„Ich kann Sie nicht sehen!" keuchte sie. „Nein, ich kenne Sie nicht in dieser Finsterniß!"

Er fuhr mit einem Zündhölzchen über einen Gartensitz und zündete die Lampe an, welche im Pavillon hing. Klar, voll enthüllte das Licht ihr die große, mit einem Mantel umhüllte Gestalt, welche sie nur zu wohl kannte — das dunkle, zornmuthige Gesicht, mit einem langen Schnurrbarte über dem spöttischen Munde, nur noch mehr markirt durch Lilien des Kummers und wüsten Lebens. Er hatte sich nur wenig verändert — war etwas gealtert, aber das schien Alles. Ja, es war St. John, lebend und athmend — es war der Auferstandene! Starr und bleich stand sie da und sah ihn an mit großen, entsetzensvollen Augen, und ihre Lippen schienen blutleer.

„Paulette!" wiederholte er mit flehender Stimme und trat ihr einen Schritt näher, aber sie prallte zurück. Bange und schmerzhaft sah sie aus im Lichte der Lampe, in ihrem unordentlichen Anzuge, noch die wilden Rosen zerknittert in ihrem gelben Haar. „Paulette!" rief er und riesmal mit Ungeduld. „Gütiger Himmel, willst Du nicht sprechen mit mir? Du siehst mich an, als wäre ich ein Gorgonenhaupt. Du erinnerst Dich unseres letzten Zusammenseins — Du hast mir noch nicht verziehen — ist es so, mein armes, tiefgekränktes Weib?" Ein Schauer durchschüttelte sie, als er sie so nannte.

„O," stöhnte sie, „das ist ein fürchterlicher Traum — ich kann es nicht glauben! St. John starb in Karlsbad."

Er sah ein wenig verwirrt aus bei dieser Entgegnung. „That er das? Wirklich?" sagte er dann, beinahe spöttisch.

„Ich wußte es wohl, daß er dort krank war, aber ich hörte niemals etwas von seinem Tode. Die Krankheit war es, Paulette, die mich bezüglich Deiner zur Vernunft brachte. Das Gewissen, das unter solchen Umständen sich stärker regt, übte seinen Zauber auf mich. Ich fühlte mich überzeugt, daß ich Dir Unrecht gethan — daß Du Varneck niemals geliebt und ich komme jetzt zu Dir, Paulette, um auf meinen Knieen mir Verzeihung für die Vergangenheit zu erflehen!"

Er würde sie in seine Arme genommen haben, aber sie wich zurück und wurde blässer und blässer. „Die Vergangenheit!" lispelte sie schaudernd. „Ja, ich vergebe Alles — ich wollte, ich könnte es für ewig aus meinem Gedächtnisse reißen! Wie haben Sie mich hier gefunden?"

„Durch einen glücklichen Zufall. Wäre es nicht besser, wenn ich die Lampe auslöschen würde? Die Leute im Hause sind lange aufgeblieben und es könnte noch Jemand wachen. Ich stieß auf Megrim, und von ihr erfuhr ich Alles, was geschehen, seit ich Dich verlassen. Sie sagte mir, daß Du das Geheimniß unserer Ehe vor diesem General bewahrt — daher meine Vorsicht; als ich Dich bat, allein in der Nacht hierher zu kommen."

Sie stand wie eine Statue. Nur ihr Athem war hörbar.

„Und jetzt," sagte sie, „was wollen Sie von mir?"

„Was ich von Dir will?" wiederholte St. John, und seine Augen begannen zornig zu leuchten. „Wahrhaftig, nach unserer langen Trennung ist dies nicht die Begrüßung, die ich erwartete, Paulette. Ist denn doch etwas Wahres an dem abscheulichen Gerüchte, das ich von Megrim hörte — daß Du einen Liebhaber hast, hier?"

Sie rang die Hände. Ihre Mienen zuckten krampfhaft. Aber sie antwortete nicht. Die Eifersucht sprach, wie einst, aus seinem dunklen Gesichte.

„Warum sprichst Du nicht?" rief er, sie rauh erfassend. „Ist es wahr oder falsch?"

Sie konnte seine Berührung nicht ertragen — sie riß sich los.

„Ich sage Ihnen," rief sie verzweifelt — „daß ich Sie für todt hielt!"

„Ja; aber diese Nachricht konnte Dich erst vor einigen Wochen erreichen. Und Du hattest bereits einen Geliebten, — den, der diese Nacht mit Dir hier war, an demselben Platze. Wahrhaftig, Du warst eine untröstliche Wittwe!"

Ihre Erstarrung wich plötzlich von ihr. Sie stampfte leidenschaftlich auf den Fußboden des Pavillons. „Ich habe Sie niemals geliebt!" rief sie, „Sie machten sich zu meinem Herrn meinem schwachen Willen gegenüber — ich fürchtete Sie — aber ich liebte Sie nicht!"

„Und Dich erfüllte mein Tod ohne Zweifel mit großer Beruhigung — Du warst nur froh, frei zu sein. Ich sah den Mann diese Nacht mit Dir — ich sah die Blicke, die er auf Dich richtete — ich konnte mich kaum zurückhalten, ihn zu erwürgen!"

Es war der alte St. John, wie sonst. Paulette fühlte ihr Herz wie Blei in ihrem Busen sinken. „Sprechen Sie nicht von ihm!" rief sie mit einer Geberde unerträglichen Schmerzes. „Was wollen Sie thun — was wollen Sie von mir? Lassen Sie uns nur von uns selber reden!"

„Einverstanden; aber zuerst muß ich Dich klar verstehen. Ich hörte mich einmal bezüglich Varnecks und diese Thorheit war genug für eine Lebenszeit. Ich frage Dich freimüthig, liebst Du Arthur Weißenthurn?"

„Ja," antwortete sie; „ich liebe ihn!"

Er hatte ein so ehrliches Geständniß offenbar nicht erwartet. Ein Fluch kam von seinen Lippen. „Du bist wenigstens aufrichtig," sagte er bitter. „Du liebst ihn! Dann kannst Du nicht besonders zärtlich für mich fühlen. Es wäre vielleicht besser, wenn ich fortgeblieben und Dich Deinem schönen Anbeter ungestört überlassen hätte. Euer Verständniß scheint ein sehr angenehmes. Es scheint ein sehr glücklicher Tag für Dich gewesen zu sein, als Dein armer Teufel von Gatte Dich Dir selbst überlassen mußte."

„Sie sagten mir: ich solle Sie vergessen," rief sie. „Sie verboten es mir, je wieder an Sie zu denken, und ich gehorchte."

Er nickte. „Wahr! Aber ich war wahnsinnig vor Eifersucht. Du mußtest es auch damals wissen, daß ich kein Wort von dem, was ich sagte, ernst meinen konnte."

„Ich wußte nichts derart," antwortete sie. „Sie überließen mich dem Tode, und ich wäre auch wahrhaftig gestorben ohne den General!"

„Sage ich Dir nicht, daß ich die Vergangenheit bereue?" rief St. John. „Sieh mich an. Wie ein Verlorener wurde ich Jahre lang in der Welt umhergeworfen, Du aber bist lieblicher als je. Du wurdest wohl geplegt und warst glücklich. Nun, das ist Alles wie es sein sollte; aber wollte der Himmel, Paulette, meine Liebe hätte mit unserem Scheiden geendet! Es geschah nicht, obwohl ich mich bemühte, sie in mir zu tödten; sie lebt! Ich liebe Dich in diesem Augenblicke glühender, als jemals. Ich liebe Dich — ja, und bei dem Himmel über uns, Du sollst mein sein!"

Unter diesem letzten, wilden Ausruf stürzte er leidenschaftlich auf sie zu.

„Berühre Du mich nicht!" schrie sie, jetzt wieder das Wort „Du" gebrauchend und ihr aufgelöstes Haar aus dem Gesichte zurückdrängend und einen Arm zur Abwehr gegen ihn ausstreckend. „Du mich noch lieben? O, nein, nein! Das kannst Du nicht, das darf nicht sein!"

„Ich liebe Dich!" wiederholte er, wild erhitzt, „und diese Leute sollen keinen Theil an Dir haben. Es ist Zeit, daß unser Geheimniß bekannt werde — hohe Zeit, daß ich meine Ansprüche auf mein Weib erhebe. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß Du schon zu lange bei diesen Leuten gewesen zu sein scheinst. Jetzt mußt Du sie verlassen, Paulette, und mit mir kommen."

Sie sah im voll in seine brennenden Augen. „Ich würde eher sterben!" sagte sie geradezu.

Ein Moment bedrohlichen Schweigens folgte. Regentropfen begannen auf das Dach des Pavillons zu fallen.

„Hüte Dich, mich herauszufordern, Paulette!" sagte St. John, mit den Zähnen knirschend. „Die menschliche Geduld hat eine Grenze und ich habe sie beinahe erreicht; Du bist mein Weib und ich liebe Dich und Du sollst mein sein! Warum soll ich nicht hingehen und das Haus wachrufen und die Wahrheit noch in dieser Stunde bekannt machen, sowohl dem alten Manne als auch seinem Erben? Ich kann es jetzt so gut, wie zu jeder andern Zeit."

Es schien, als wolle er sie ergreifen. Mit einem Schreckensrufe sprang sie zurück von ihm.

„Wilhelm! O, um der Liebe Gottes willen, ein, nein! Gib mir Zeit, mit mir zu Rathe zu gehen. Du hast keine Beweise. Ich habe den Ehecontract eigenhändig vernichtet. Ich werde Alles leugnen — Alles!"

Er sah sie düster und triumphirend an.

„Willst Du wirklich? Ich bewundere Deinen Muth, aber Deine Voraussetzung ist falsch."

„Ich denke, ich werde genug Beweise finden, wenn ich meine Ansprüche auf Dich darthun will."

„Ich zähle auf die Gnade des Generals," sagte Paulette erregt. „Er wird mich retten und beschützen. O, warum kamst Du zurück? Warum kamst Du hierher?"

„Während Du so glücklich warst mit Arthur von Weißenthurn!" setzte er bitter hinzu. „Weil ich dachte, Du würdest, während Dein Gatte noch lebt, nicht einen Anderen heirathen. Es scheint, daß ich wenig Dank ernte für dieses Vertrauen in Deine moralischen Grundsätze. Komm, komm! wir wollen Eines das Andere nicht zu Extremen treiben. Laß uns ruhig und vernünftig sein!"

Ihr Gesicht behielt das bleiche, traurige Aussehen. „Was willst Du, daß ich thun soll?" fragte sie wieder. „Es ist nach Mitternacht. Ich will hier nicht länger bleiben."

„Du bist verlobt, wie ich höre?" sagte St. John.

„Ja."

„Zuerst rathe ich Dir, diese Verlobung aufzuheben."

„Weiter?"

„Und ich wiederhole, daß ich, weil ich Dich liebe, Dich nicht aufgeben will. Dir gefällt ohne Zweifel die schöne Heimath, der Luxus und die Ruhe, die Du hier genießest. Natürlich wünschest Du das nicht aufzugeben, um mit mir eine Art Zigeunerleben zu führen. Komm' morgen Nachts wieder hierher, wenn es finster wird im Parke, wir wollen uns dann entscheiden, was geschehen soll."

„Wieder mit Dir zusammentreffen?" protestirte sie. „Ich will nicht!"

„Wirklich?" rief er, „dann gehe ich zu den Weißenthurns und lege ihnen eine Generalbeichte ab. Sie sollen den Betrug kennen lernen, den Du ihnen seit Jahren gespielt. Dein Held, dieser Arthur, soll hören, daß sein Liebchen wenig mehr ist, als eine gewöhnliche Abenteuerin — eine Gattin bereits, von ihrem gesetzlichen Gatten getrennt, in Folge einer Liebesaffaire, die sich jetzt weigert, ihn eines Anderen wegen anzuerkennen."

Das bisher bleiche, stolze Gesicht wurde hochroth.

„Halt!" rief sie, mit einer Handbewegung, „Ich werde kommen."

„Das klingt vernünftiger," sagte St. John. „Auf diese Weise werden wir indeß Zeit gewinnen, über unsere Lage nachzudenken, die, um das Geringste zu sagen, ernst genug ist und Nachdenken erfordert. Morgen Abend dann, Du wirst nicht fehlen!"

Sie wendete sich von ihm ab und eilte wie ein gejagtes Reh über die Rasenplätze dem Hause zu. Als sie die Piazza erreichte, hielt sie an und lauschte mit verhaltenem Athem; aber Alles war stille, wie das Grab, nur Regentropfen fielen und rasselten hie und da in dem Blätterwerk. Paulette öffnete das hohe Fenster und trat in den Speisesaal. Als sie dies that, wurde die Thüre, welche von der Halle in den Saal führte, plötzlich geöffnet und auf der Schwelle erschien, das Haar in Papier-Papilloten gedreht und eine Kerze in der Hand, Hilda.

Sie fuhr zurück, hielt ihr Licht empor und starrte auf die Erscheinung im Fenster — auf die liebliche Gestalt in ihrem unbewohnlichen Anzuge und mit dem goldigen Haar, das lang und von Regentropfen schimmern über ihre Schultern herabhing.

„Gnädiger Himmel!" rief Hilda; „darf ich meinen Sinnen trauen? Sie, Sie — kommen aus dem Parke und in dieser Stunde der Nacht?" Und dann ließ sie das Licht sinken und lächelte in beleidigender Weise. „Athem! Nun, gewiß, ich bin froh, daß ihre plötzliche Krankheit so schnell vorüberging! Wie weiß und sonderbar Sie aussehen! Ich höre es regnen. Fanden Sie es nicht etwas feucht da draußen?"

Eine Zornesröthe flog über Paulettens Gesicht. Sie trat in den Salon und schloß das Fenster hinter sich. Es war ein höchst unglückliches Zusammentreffen!

„Ich bin außen gewesen, um etwas frische Luft zu schöpfen," antwortete sie unbefangen, „nach diesem heißen, erstickenden Feste. Ich sehe übrigens, daß auch Ihr Schlaf gestört wurde."

„Ich," sagte Hilda, „habe das Kreuz von meinem Rosenkranze verloren und kam, es zu suchen, allerdings war ich auf ein Zusammentreffen, wie dieses, nicht gefaßt. Es wäre doch sehr sonderbar, wenn Sie diese Stunde der Nacht, oder vielmehr schon des Morgens, wählen würden, um in dem nassen, einsamen Garten zu promeniren."

Paulettens dunkle Augen schleuderten Blitze.

(Fortsetzung folgt.)

Onychophagie.

Eine neue Krankheit.

Was zu albern ist, um gesprochen zu werden, das singt man, und für einen Begriff, welchen der moderne Kulturmensch nicht in seiner Muttersprache ausdrücken mag, stellt die Wissenschaft mit größter Bereitwilligkeit ein griechisches Wort zur Verfügung. Onychophagie oder: das Nägelbeißen an und für sich — wer von uns hätte noch vor Kurzem an die Möglichkeit geglaubt, daß man durch eine dieser weitverbreiteten Schülerkrankheit gewidmete Abhandlung das lebhafteste Interesse der größten Gelehrten unserer Zeit erwecken könnte! Dem Pariser Arzte Dr. Edgar Berillon gebührt der Ruhm, die Onychophagologie glanzvoll in den Tempel der Wissenschaft eingeführt zu haben. In einer denkwürdigen Sitzung des Kongresses für allgemeinen Kulturfortschritt zu Besançon entwickelte Dr. Berillon eine geradezu verblüffende neue Theorie, jede seiner Behauptungen durch statistische Daten erhärtend, was sich bei einem modernen Spezialisten von selbst versteht.

„Das Nägelbeißen — erklärte Berillon der mit verhaltenem Athem lauschenden Versammlung — ist nicht etwa eine jener abscheulichen Unarten, welche sich die schlimmen Buben und Mädchen früher oder später abgewöhnen — o nein, meine gewissenhaften Forschungen ergaben, daß männliche sowohl wie weibliche Onychophagen körperlich und geistig degenerirende, physisch und psychisch minderwerthige Geschöpfe sind. Charakter, Intelligenz, Auffassung, Gedächtniß, Handfertigkeit — kurz, die ganze Zukunft des Menschen, sein Beruf und Lebensglück erscheinen bedenklich gefährdet, sobald bei dem bedauernswerthen jugendlichen Individuum die ersten Spuren dieser furchtbaren Krankheit sich offenbaren. Berillon hat hundert und hundert Schulkataloge mit Eifer und Fleiß studirt, in Städten und Dörfern, in öffentlichen Lyceen und Privatinstituten. Er fand überall, daß Finger mit Zickzacknägel die miserabelsten Kompositionen liefern und daß dem Gehege nägelbenagender Zähne kaum einmal im Schuljahre eine leidlich befriedigende Antwort zu entbringen ist. Die Sitten der Onychophagen, insbesondere aber der Mädchen, sind die denkbar schlechtesten. In „Neukaledonien" (wie man in französischen Schulen die Schandbank nennt) kann man sicher sein, neunzig Prozent Nägelbeißer zu finden."

Daß der Prozentsatz dieser „Kranken" in Paris weit größer ist, als in der Provinz und insbesondere in den Dorfschulen, könnte auf den ersten Blick befremden, da die Schuljugend der Hauptstadt doch ohne Zweifel früher und energischer zu guter Lebensart angehalten wird, als deren Altersgenossen „dort draußen". Das sollte man glauben. Berillon aber behauptet apodiktisch, die Onychophagie entwickle sich, von Beispiel und Erziehung unabhängig, durch einen geheimnißvollen Trieb, welcher mit gewissen sinnlichen Ausschreitungen der „dämmernden Jugend" Manches gemein hat. Das Nägelbeißen, meint der grundgelehrte Herr, sei nichts Anderes, als eine der vielen Formen von Nervenzerrüttung der nachwachsenden Generation.

Einige Ziffern. Von